

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 17

Artikel: Auf den Spuren der Inkas
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639687>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

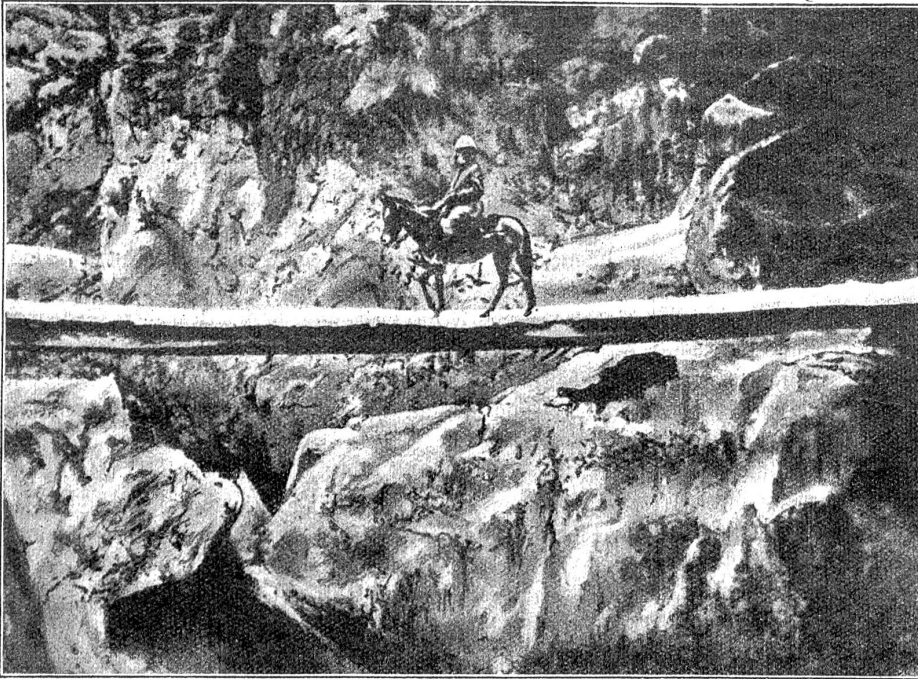
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Brücke über eine Schlucht in den Anden.

Auf den Spuren der Inkas.

Die weiten Sumpfsgebiete des Amazonasstromes und seiner zahllosen Nebenströme und Flüsse sind von Europäern noch wenig erforscht worden. Zur Zeit, als die asiatischen Gummipflanzungen noch nicht oder in kleinerem Umfange bestanden, zogen weiße Gummisammler auf dem Wasserwege in die südamerikanische Wildnis und in die Urwälder herauf, um die vielen Kautschubbäume an den Ufern anzuzapfen oder zu fällen, und mit leichter Mühe rasch reich zu werden. Jesuitenpatres suchten die primitiven Ureinwohner des Landes für die christliche Religion zu gewinnen und zu kultivieren, und verwegene Goldsucher drangen bis an die Quellen der Flüsse vor, um die alten Goldfundstellen der Inkas wieder zu entdecken.

Als dann aber der Kautschuk aus den Faktoreien der Holländer auf den Sundainseln billiger zu stehen kam als der wildgewachsene, den man in Südamerika gewann, verschwanden die Handelsstationen am Amazonasstrom so rasch, wie sie einst entstanden waren. Die begeistertsten Missionare starben aus und hatten unter den jüngeren Ordensbrüdern keinen Nachwuchs, der sich getraute, ihr mit so vielen Enttäuschungen, Gefahren und Entbehrungen verbundenes Werk weiterzuführen. Ungeheure Gebiete, die einst gleichsam anzivilisiert gewesen waren, verödeten wieder, Rodungen und Niederlassungen deckte neuerdings der Urwald, und aus seinem Dunkel traten unbekannte und unerforschte Indianerstämme und nahmen von den neuerstandenen Jagdgründen Besitz, aus denen sie einst die Weißen mit List und mit Gewalt vertrieben hatten. Und das Christentum, von den auf niederster Stufe stehenden Wilden nie recht begriffen und innerlich verstanden, schrumpfte in der mündlichen Uebersetzung der Indianer zu einem Kranze mystischer Geschichten zusammen, in die sich indianische Anschauungsweise und Sagen einflochten. Von der ganzen europäischen Kultur blieb nicht viel mehr übrig als das wirklich praktische Waldmesser aus Eisen, ohne das sich nur ein Kind dieser Urwälder in der Wildnis zurechtfinden kann, und das auch diesem zum wertvollsten Werkzeug wird. Der Indianer bezeichnet damit seinen Weg, wo er ihn nicht damit bahnen muß, er macht damit Schnitte in den Gummibaum, wenn er sich Schube oder einen wasserdichten Saft herstellen will

und er zapft den Milchbaum an, der eine schmackhafte und nährende Flüssigkeit liefert, und schließlich dient ihm das „Machete“ auch als Waffe.

In den letzten fünfzig Jahren waren es besonders der Deutschamerikaner Up de Graff und der schwedische Forscher Nordenskjöld, welche in die unerforschten Gebiete einzudringen suchten.

Der erstere reiste um die Wende des Jahres 1894 nach Guajaquil, der Hafenstadt Equadors am Stillen Ozean, um von dort aus in einer sieben Jahre dauernden Fahrt die Kordillieren zu überqueren, auf den Amazonasstrom zu stoßen und nach vielen Abenteuer wieder zu seiner Mutter in die Vereinigten Staaten zurückzukehren.

Ein Equadorianer, der mit ihm auf einer nordamerikanischen Universität Ingenieur studiert hatte, und dessen Vater einer der reichsten und angesehensten Bürger seines Staates war, rief ihn her: in Equador, wo man in den

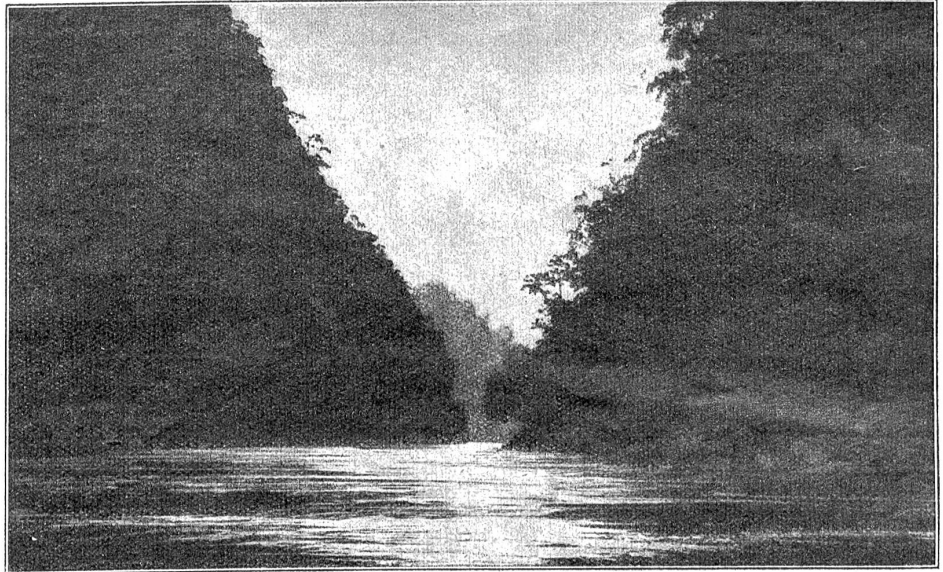
größten Städten das elektrische Licht und die Abortanlagen nicht kannte, und wo das Land von Naturschätzen strotzte, seien industrielle Unternehmungen mit Leichtigkeit zu gründen und bald in höchste Blüte zu bringen. Weniger aus solcher zivilisatorischer Unternehmungslust und Freude am Unbekannten reiste Up de Graff los, indem er sich vornahm, der Reise nicht länger als ein Jahr zu opfern.

Einmal in Guajaquil angelangt, ging die Fahrt auf Maultieren in die rasch und steil ansteigenden Berge, aus denen nicht selten brühheiße Quellen hervorbekchen. Ihre Wasser verlieren sich in tiefe und steilufrige Schluchten, die nur von glatten Baumstämmen überbrückt sind — allein die Maultiere wandeln schwer gepackt und beritten ohne Furcht und mit einer fabelhaften Sicherheit darüber, als gingen sie über breite Straßen. Das Gebirg ist dort vulkanischen Ursprungs, hoch erheben sich die Regal des Chimborasso, Sangai, Cotopaxi und dem Tungatahua entströmen Wolken von Dampf und Rauch.

Tausend Pläne wurden mit dem Freunde erwogen und wieder fallen gelassen, und schließlich wird Up de Graff Salinendirektor in einer Höhe von nahezu 5000 Meter über Meer. Am Hange des Chimborasso entspringt eine äußerst salzhaltige Quelle, und es gilt nur, das Wasser auszukochen, um das Salz zu gewinnen. Bald jedoch überwirft er sich mit dem Besitzer der Quelle und des Landes, dem Vater seines Freundes, und zwar deshalb, weil er den indianischen Arbeitern den Lohn auszahlt. Die Weißen haben nämlich die schmachlichsten Praktiken, um ihre Arbeiter aus der Urbevölkerung zu Sklaven zu machen: die armen Wilden werden überköpelt und zu „Schuldnern“ gemacht, und sie müssen ihr ganzes Leben lang an ihrer Schuld durch Arbeit amortisieren, um, wenn sie der Tod aus ihrer Frohn erlöst, von den Herren noch beraubt zu werden. Solche Arbeitsverhältnisse werfen ein düsteres Licht auf die „Kulturmenschen“ Südamerikas; der Haß der Wilden gegen die Usurpatoren wird so leicht verständlich, wie das Bestreben der noch freien Stämme, sich vor den Eindringlingen lieber weiter in die Wälder zurückzuziehen.

Eine lächerliche „Militärrevolte“ bringt einen neuen Präsidenten auf den Thron Equadors. Dieser ist dem Amerikaner feindlich gesinnt, und Up de Graff erhält von ihm

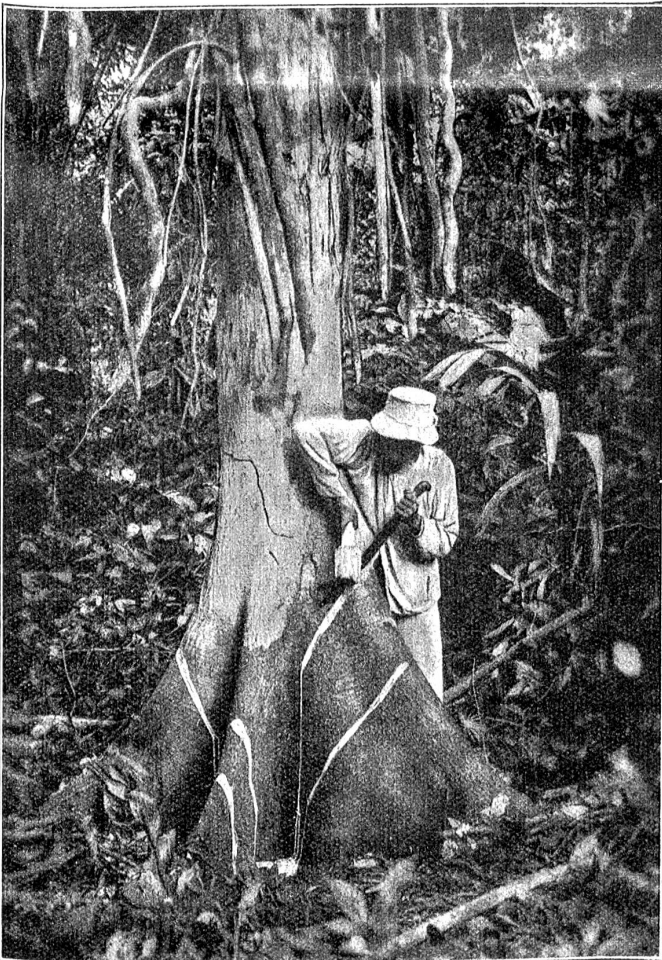
die wunderbarsten Pässe und Empfehlungen, um — das Land zu verlassen. Er wählt den Weg übers Gebirge und erreicht den Rio Napo. Hier macht er nicht nur die Bekanntschaft mit einem treuen und tapferen Gefährten Tad Rouse, sondern auch mit einer unheimlichen Fledermausart: den Vampiren. Erst wenn jedermann schläft, geht sie an ihr nächtliches Geschäft. Sobald jemand den Schlaf nur heuchelt, merkt sie es und wagt nicht anzugreifen. Die beiden Freunde suchen einen Vampir bei der Tat zu erwischen — es gelingt ihnen nicht, und trotz aller Vorsichtsmaßregeln wird Up de Graff über 25 Mal angezapft. Die Tiere verrichten ihre Arbeit über ihrem Opfer schwebend, denn sie scheinen wohl zu wissen, daß die Menschen erwachen müßten, wenn sie sich auf sie legten oder an sie klammerten. Nun beißen sie eine kleine Wunde in eine Zehe, Nase oder Fingerspitze, und wahrscheinlich sondern sie ein Exkret aus, das die Stelle unempfindlich macht; denn sonst müßte der Schmerz die Opfer weden. Die Wunden sind auch nie verunreinigt und



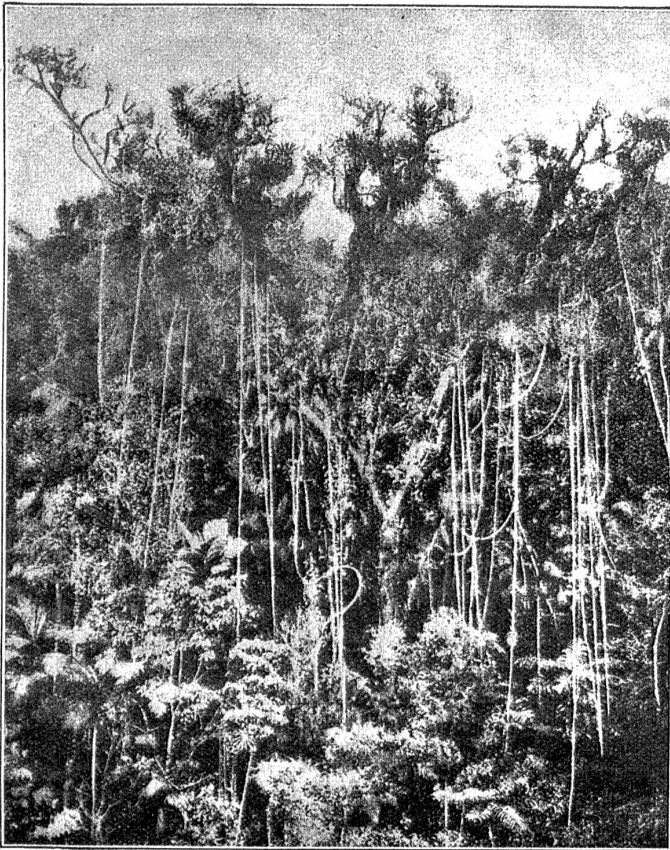
Eingang zum Pongo de Manseiche.

heilen sehr rasch zu. Die Vampire trinken aber oft mal mehr Blut, als sie selber ein Volumen haben. Sie behalten die Nährstoffe des ausgesogenen Blutes in ihren Magen, das ausgenutzte Blut lassen sie hinten gleich wieder ausfließen. Nur diese Blutlachen und die merkwürdige und zuerst unerklärbare Schwäche beim Erwachen veranlaßten die beiden Freunde und Reisegefährten, sich bei den Indianern nach den Urhebern der unheimlichen Erscheinungen zu fragen. Diese zeigten ihnen an ihren Körpern dann auch die Wunden, welche die Weißen zuvor nicht gefunden hatten.

Auf der Suche nach Kautschuk, dann nach den Goldfundstellen der Inzas gelangen die beiden Freunde in unerforschte Gebiete. Sie verirren sich auf ihrer Fahrt — sie wollen sich das Fahrgehalt verdienen, um in ihre Heimat zurückkehren zu können — und finden schließlich, kriechend sich fortbewegend, weil ihnen Dornen und allerlei Ungeziefer die Beine unbrauchbar gemacht haben, einen Weg. Beide sind ausgehungert (weil sie monatelang keine Fleischnahrung mehr hatten und sich nur von Bananen und anderen Urwaldfrüchten ernähren mußten), abgezehrt, mager und schwach. Sie haben nichts mehr als zwei Waldmesser. Alles andere, ihre Waffen und Geräte, aber auch der mühsam gesammelte Gummi, ist ihnen über Nacht verloren gegangen. Sie hatten alles in zwei Kanus verstaut, die sie am Abend am Ufer anbanden, um sich nachher, mit ihren Waldmessern bewaffnet, auf Bäumen ein Nachtlager herzurichten. Als sie am Morgen erwachten, war der Fluß sechs Meter gesunken, die Kanus hingen senkrecht und ihr Inhalt war ausgeleert und längstens fortgeschwemmt worden. Auf der Fährte weitergehend, finden die Halbverhungerten eine Hütte, worin Geräte aus Stein, Knochen und Holz liegen, ein Feuer brennt und Nahrungsmittel in Fülle vorhanden sind. Dort pflegen sie sich nun wieder zurecht — unbehelligt von den Wilden, von denen sie monatelang nichts gewahren. Denn sie sind so scheu, diese steinzeitalterhaften Menschen, daß sie sich nicht in die Nähe wagen. Wie die Füße wieder heil und gebrauchsfähig sind, werden Schuhe und Säcke gemacht — alles aus Gummi — um Gummi darin zu sammeln. Die beiden Freunde haben einen Gummibaum an und strecken ihre Füße in die ausfließende Milch. Dann lassen sie den Stoff trocknen. Die Sohlen werden besonders dick gemacht, indem man, wenn der Schuh entstanden ist, nur noch die Sohlen in die Milch hält.



Gauchos beim Anzapfen eines Gummibaumes.



Aus dem Dschungel des Amazonas.

Dann haut man über dem Gerippe den Ueberzug auf, damit man sich seiner „Schuhe“ entledigen kann.

Nachdem die Beiden eine Menge Kautschuk gesammelt haben, geben sie ihren Wunsch auf, mit den Wilden Bekanntschaft zu machen. Unter Zurücklassung eines Waldmessers als Freundschaftszeichen suchen sie ihre Kanus wieder, beladen sie und fahren flufabwärts, um den Gummi zu verkaufen. Bei der Station, die sie erreichen, finden sie eine kleine Gesellschaft von drei Weißen, die durch einen anderen Nebenfluß hinaufdringen wollen, um das Gold der Inkas zu finden. Up de Graff und Jach schließen sich ihnen an, um dann bald die Führung zu übernehmen. Dabei gelangen sie zu völlig wilden Indianerstämmen, die noch der Kopfjagd huldigen. Up de Graff muß mit seinen Genossen an einem der grausigen „Kriege“ teilnehmen und sieht zu, wie die erbeuteten Schädel zu Trophäen verarbeitet werden. Die „Sieger“ gelüftet es schließlich, auch die Schädel der Weißen mit in ihre Wigwams zu bringen, doch diese merken frühzeitig die Absicht und wissen sich mit ihren Winchesterbüchsen und ihrer unglaublichen Kaltblütigkeit zu schützen. Ihre Beute sind die Trophäen. Sie kehren an den Amazonasstrom zurück.

Up de Graff und Jach unternehmen nun ihre letzte Reise stromaufwärts. Sie haben vernommen, daß man am Fuße des Gebirges billig Rinder kaufen kann und planen, eine Großschlächterei und Konservenfabrik zu errichten. Diese müßten für die Gegenden am mittleren Amazonasstrom, wo das Fleisch selten ist, einen Segen und für ihre Besitzer eine Goldgrube sein. Brüllaffen und Tapire zu essen, sind nicht jedermanns Sache, und Konserven aus dem Norden sind ebenso selten, wie teuer. (Schluß folgt.)

Aphorismus.

Zeige dich zu jeder Zeit stärker als dein Herzenshammer!
Sei nicht Amboß deinem Leid, nein, sei deines Leibes Hammer.
Georn. Marggt.

Gottes Mühlen mahlen langsam.

Von L. N. Tolstoi. (Schluß.)

Aksjonoff hob plötzlich den Kopf und fragte: „Sag mal, Semenowitsch, hast du in der Stadt Wladimir nicht von den Kaufleuten Aksjonoff reden hören? Leben sie noch?“

„Wie sollte ich nicht von ihnen gehört haben! Reiche Kaufleute, wenn auch der Alte in Sibirien sitzt. Der ist scheint's auch so ein Sünder wie wir. Aber du selber, Großväterchen, was hast denn du für ein Ding gedreht?“

Aksjonoff liebte es nicht, von seinem Unglück zu sprechen; er seufzte nur und sagte:

„Für meine Sünden bin ich seit 26 Jahren in der Zwangsarbeit.“

Makar Semjonoff gab nicht nach: „Aber was sind denn das für Sünden gewesen?“

Aksjonoff antwortete nur: „Ich werde es schon verdient haben!“

Jedoch die anderen Sträflinge berichteten dem Neuen, wieso Aksjonoff nach Sibirien gekommen war; wie unterwegs irgend jemand den Kaufmann umgebracht und dem Aksjonoff das Messer zugesteckt hatte und wie er deswegen unschuldig verurteilt worden war.

Als Makar Semjonoff dies alles hörte, starrte er Aksjonoff an, schlug sich mit den Händen auf die Knie und rief:

„Ein Wunder! Herrgott, ein Wunder! Aber alt bist du geworden, Großväterchen!“

Da fragte man ihn aus, was denn so wunderbar sei, und wo er Aksjonoff schon gesehen habe; aber Makar Semjonoff gab darauf keine Antwort und rief nur wieder:

„Ein Wunder, Kinder — nein, wo man sich wieder treffen kann!“

Bei diesen Worten kam Aksjonoff plötzlich auf den Gedanken, ob nicht dieser Mensch vielleicht wissen könnte, wer den Kaufmann umgebracht habe.

„Hast du, Semjonoff, am Ende schon früher einmal von dieser Sache gehört oder mich früher einmal gesehen?“

„Wie sollte ich nicht gehört haben! Gerücht zieht über die Erde. Aber das sind alte Geschichten — was ich gehört habe, habe ich wieder vergessen —“ antwortete Makar Semjonoff.

Darauf fragte Aksjonoff geradezu: „Vielleicht hast du auch gehört, wer den Kaufmann umgebracht hat?“

Makar Semjonoff lachte auf und sagte: „Na, offenbar hat ihn doch der umgebracht, bei dem man das Messer im Sack gefunden hat. Und wenn dir wirklich einer das Messer zugesteckt hat — mit gegangen — mit gehangen! Ja, und wie soll dir denn einer das Messer in den Sack gesteckt haben? Er hätte doch direkt hinter dir stehen müssen! Das hättest du doch hören müssen!“

Nach dieser Antwort kam Aksjonoff plötzlich auf den Gedanken, daß dieser Mensch selber der Mörder des Kaufmanns sei. Die ganze Nacht konnte er nicht einschlafen. Ihn überfiel die Erinnerung und zauberte ihm Bilder vor: er sah seine Frau vor sich, so, wie sie damals ausah, als er von ihr Abschied nahm, um auf den Jahrmarsch zu fahren. Er sah zum greifen deutlich ihr Gesicht, ihre Augen, er hörte ihre Stimme, wie sie mit ihm sprach und lachte. Dann sah er seine Kinder vor sich, so, wie sie damals waren — kleine Kerlchen, das eine im Pelzchen, das andere noch an der Brust. Und endlich sah er sich selber im Geiste, so, wie er damals war — ein fröhlicher junger Bursch; er sah sich auf der Treppe vor dem Gasthaus sitzen, wo man ihn dann arretrierte, und auf der Gitarre spielen — und er dachte, wie froh ihm damals ums Herz gewesen war. Und der Richtplatz fiel ihm ein, wo er gepeitscht wurde, und der Schinderknecht, und das Volk ringsum, und die